



Zwei und dreißigster Jahrgang.

45.

Donnerstag, am 9. November 1848.

**Die Tode.**

(Alt, aber zeitgemäß.)

Für Tugend, Menschenrecht und Menschenfreiheit  
sterben,  
Ist höchst erhabner Muth, ist Welterlöser-Tod:  
Denn nur die Götlichsten der Heldenmenschen  
färben  
Dafür den Panzerrock mit ihrem Herzbluth roth.

Am höchsten ragt an ihm die große Todesweibe  
Für sein verwandtes Volk, sein Vaterland hinan.  
Dreihundert Sparter ziehn in dieser Heldenreihe  
Durch's Thor der Ewigkeit den Uebrigen voran.

Der Tod für Freund und Kind und für die süße  
Holde  
Ist, wenn nicht immer groß, doch rührend stets  
und schön.  
Denn es ist Todesgang, den, nicht erkauf't mit  
Golde,

Im Drange des Gefühls nur edle Menschen gehn.  
Für blanke Majestät, und weiter nichts, verbluten,  
Wer das für groß, für schön und rührend hält,  
der irrt.

Denn das ist Hundemuth, der eingeweitscht mit  
Ruthen  
Und eingefüttert mit des Hofmahls Brocken wird.

Sich für Tyrannen gar hinab zur Hölle balgen,  
Das ist ein Tod, der nur der Hölle wohlgefällt.  
Wo solch ein Held\* erliegt, da werde Rad und  
Galgen  
Für Straßenräuber und für Mörder aufgestellt.

**Religionsverschiedenheit.**

Von

Eduard Hanslick.

Es ist eine betäubende Erscheinung, daß seit  
der Wiedergeburt Deutschlands die konfessionellen  
Gehässigkeiten nicht aufgehört haben, ihr Wesen  
zu treiben, und der Spuck der Intoleranz, dem  
Sonnenblick der neuen Zeit zum Troste bei hell-  
lichem Tage umhergeht.

Das gemeinsame Gefühl der Freiheit, — an-  
statt eine geistige Stola um die verschiedenen  
Konfessionellen zu schlingen, — hat nur zu bald  
die Gegensätze in diesem Gemeinsamen hervorge-  
kehrt und einander gegenüber gestellt. Die Juden-

\* Z. B. Jellachich, Windischgräß, Auersperg.



verfolgungen neuester Zeit sind noch Jedermann erinnerlich, es ist bekannt, wie sie in Preßburg, Prag u. a. D. mit Knütteln und Flinten, in Wien wenigstens mit Journalartikeln und Mauerplakaten vertrieben wurden. Da uns jedoch das religiöse Motiv dabei ein sehr sekundäres scheint, so wollen wir von den Aeußerungen des Judenthums vorläufig absehen, und nur die Fehden im Auge behalten, welche die einzelnen Konfessionen der christlichen Religion mit einander wechseln. Erbauliche Beispiele hiervon sind der Erlaß des Erzbischofs von Köln, welcher das Verbot der gemischten Ehen verschärft, der Beschluß der Tyroler Landstände: nur den Katholiken öffentlichen Kultus zu gestatten, und manche Petition katholischer und protestantischer Gemeinden um Zurücksetzung der Andersgläubigen. Man sieht, daß der westphälische Friede, den wir heuer vor zweihundert Jahren geschlossen, wohl dem dreißigjährigen Religionskrieg, nicht aber der Eifersucht und Engherzigkeit der Religionsparteien ein Ende gemacht hat, und daß unsere christlichen Zeitgenossen noch nicht an jener Höhe der religiösen Toleranz gelangt sind, auf welcher ihr großer Lehrer bereits vor achtzehn Jahrhunderten stand.

Dies kömmt, weil die wahre Humanität eben so sehr eine Sache des Kopfes ist, als des Herzens. Es ist die erworbene Bildung hierbei mächtiger und nothwendiger, als die angeborene Gutmüthigkeit, und wie lange die erstere braucht, um von dem Monopol einer kleinen Minorität zur Allgemeinheit durchzubrechen, haben wir nur zu oft Gelegenheit von Neuem zu erfahren. Je mehr aber die echte Bildung zunimmt, desto allgemeiner und fester muß die Erkenntniß werden, wie unwürdig einerseits, und andererseits wie unnöthig es ist, an einem andern Glauben Aergerniß zu nehmen. Der Glaube eines Menschen ist ihm das Allerheiligste, für jeden Andern kann er das Allergleichgiltigste sein. Das sind die zwei Hauptpunkte der Wichtigkeit religiöser Intoleranz. In der Ueberzeugung des Volks lebt jedoch nur der erstere, der letztere will ihm selten einleuchten; man ist mit der Sünde einverstanden, aber giebt den Unsinn nicht zu. Die moralische Seite bedarf keiner näheren Beleuchtung, — jeder fühlt, wie herzlos es sei,

in den Rettungshafen zu stecken, den der Mensch sich für die schlimmsten Stürme des Lebens bereitet, das Nothhilfs-Kapital anzutasten, von dem das menschliche Herz zehrt, wenn es hier Bankrott gemacht hat. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Spruche: „Der Glaube macht selig,“ — je mehr der Mensch glaubt, desto glücklicher ist er, wenn auch nicht immer desto vernünftiger. Ist es also nicht verkehrte Welt, wenn Jemand, der an sieben Sakramente glaubt, darüber Haß und Meid empfindet, daß sein Nachbar deren nur zwei hat? Sollte er sich nicht vielmehr freuen, voller fünf Dinge mehr zu besitzen, die ihn glücklich machen?

Der zweite Theil jedoch der obenangestellten Ansicht, daß das Glaubensbekenntniß unsres Nächsten uns vollkommen gleichgiltig, und der konfessionelle Standpunkt ein veralteter sei, ist noch gar nicht in's allgemeine Bewußtsein gedrungen, und es wird mancher strenggläubige Leser vielleicht für Intoleranz erklären, was ich für die allein wahre Toleranz halte.

Die Rechtfertigung gegen solchen Verdacht dürfte, zugleich mit den Beweisgründen für die aufgestellte Meinung, in Folgendem liegen:

Was man Religion nennt ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel. Und zwar Mittel zur Erreichung des höchsten, urewigen Zweckes: der Sittlichkeit. Der eigentliche, wahre Kern jeder Religion ist die Moral, welche sie lehrt. Was darüber hinausgeht, ist Nebensache. Religion und Philosophie sind himmelweit verschiedene Dinge. So berechtigt nun das Bedürfniß der Menge ist, den Kern der Sittenlehre nur in einer Hülle geheimnißvollen Glanzes hinzunehmen, so nothwendig ist es andererseits, daß die fortschreitende Verstandesbildung immer mehr und mehr von dieser Hülle entbehren lernt, bis endlich der geistig und sitzlich Reife (für seine Person) alle Dogmen der Religion desavouirt, welche für ihn von keinem moralischen Einfluß sind. Je fester und verbreiteter nun die Aufklärung wird, desto mehr positive Dogmen fallen in der allgemeinen Ueberzeugung als unwesentlich hinweg, desto größer wird die Anzahl der Menschen, die ohne Krücken gehen können. Das Ziel, auf welches sie losschreiten, bleibt dasselbe: die



Sittlichkeit; sie wird von jeder monotheistischen Religion angestrebt, nur die einzelnen Mittel und Wege, dazu zu gelangen, sind in den verschiedenen Religionen verschieden. Es kann deshalb nur für den oberflächlichen Blick der Fanatiker, der das einzig wahre Heil mit Fackel und Schwert verbreitet, tugendhafter erscheinen, als der Philosoph, dem die Religion (!) seines Nächsten eine gleichgültige Sache ist. Dieser erblickt nemlich in einer bestimmten Religion gar nicht das unfehlbare Heil des Menschen, er kennt keine allein seligmachende Kirche, sondern lediglich eine allein seligmachende Moral. Wahre Gleichgültigkeit gegen des Nächsten Religion entspringt daher nicht aus Mißachtung des eigenen, sondern vielmehr aus Achtung des fremden Glaubens.

Mit dieser Ansicht, welche die Religion nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur Erreichung der Sittlichkeit darstellt, entfällt jede Versuchung zu konfessioneller Intoleranz, und der Religionshaß erscheint als das, was er ist: als Unvernunft.

Sobald aber die Ueberzeugungen einer Partei das Reich der Innerlichkeit überschreiten, sobald sie einen äußeren, weltlichen Erfolg anstreben, welcher mit dem von uns beabsichtigten kollidirt, — dann hat unsere passive Gleichgültigkeit ein Ende; wir sind zur Offensive oder Defensivbe- rechtigt. Dies ist der Fall bei den politischen Parteien, deren Ueberzeugungen kein lediglich Geistiges sind; sie treten heraus in's Leben und äußern sich in thätiger Wirksamkeit. Nicht bloß ihre Ansichten, auch ihre Absichten stehen den übrigen geradezu entgegen, oder sie enthalten doch ein wesentliches Plus oder Minus. Die politischen Konfessionen gebrauchen nicht, wie die religiösen, bloß verschiedene Mittel, sie verfolgen verschiedene Zwecke. Darum hat es seinen Sinn, wenn der Liberale den Conservativen anfeindet, der Monarchist den Republikaner, der Radikale den Doktrinär. — Diese politischen Glaubensbekenntnisse liegen sich gegenwärtig wirklich in den Haaren; sollten die religiösen nicht so rücksichtsvoll sein, ihre Zänkereien bis auf Weiteres zu verschieben? Sollten wir nicht, in Erwägung, daß wir jetzt so viel des Äußeren zu thun haben, das Innerliche jedes Menschen sühlich ihm selbst überlassen? —

Tritt man übrigens den gewöhnlichen Konfessionsstreitigkeiten näher, so überzeugt man sich bald, daß nicht das Wesentliche des Glaubens, sondern zumeist dessen zufälliges Beiwerk Gegenstand der Feindseligkeit ist. Ist ja bei allen Religionen und Konfessionen nicht sowohl die Lehre, als vielmehr die Verfassung, was sie so scharf sondert. Der alte Bund predigt das oberste Gebot der Liebe mit denselben Worten, welche Christus an die Spitze seiner neuen Lehre stellt. Nationales Bedürfnis und menschlicher Dünkel hat jedoch überall den Kern jeder Religion mit einem Wust formeller Gesetze umgeben, und schon der Apostel sagt mit Recht, es wurde die levitische Verfassung „nicht durch Gottes Wort“ zwischen Verheißung und Erfüllung gestellt. Anstatt nun an dem gemeinsamen, großen Licht sich zu vereinigen, entzweiten sich Christi Jünger wegen des nichtsnutzigen, todten Leuchters, auf dem es brennen soll. Die Protestanten sind am eifrigsten im Sektanzank und konfessionellen Klatsch, — eine Konsequenz ihres freien Auslegungrechtes, das unendliche Meinungsverschiedenheiten, und damit ebenso viele Eigensinnsproben hervorruft. Auf sie vorzüglich paßt Glasbrenner's hübscher Spruch:

„Meinen Schwager, den hass' ich seit Jahren schon,

Er bekennt sich zu einer andern Konfession.“

Die Katholiken haben durch den festen Kanon ihres Glaubens den Vortheil der größeren Einigkeit. Erst in neuester Zeit hat sich von dem großen katholischen Stamm ein Zweig abgesondert, nicht ohne großes Aufsehen und vielfache Zustimmung hervorzurufen: der Zweig der Deutschkatholiken. Die Sensation, welche diese Sekte anfangs erregte, war bald vorüber, die beiden hohen Verdienste derselben: Lossagung vom Papstthum und Aufhebung des Eölibats werden hoffentlich binnen Kurzem wieder dankend genannt werden. Was die Theologen betrifft, welche mit hochgelehrten Citaten Ronge's wissenschaftliche Schnitzer nachwiesen, so haben sie dessen Bedeutung gänzlich mißverstanden, — Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi war etwas andres und mehr als eine theologische Dissertation, er war eine That. Dieser Charakter des Protestes von katholischer Seite



war es, der Ronge's Abfall bedeutend machte; wo seine Lehre über die protestantische Höhe hinaus will, scheitert sie größtentheils. — Welche Angst besiel damals die katholischen Regierungen! Der österreichischen muß man nachsagen, daß sie, von ihrem Standpunkt, sich dabei klug benommen hat. Sie befahl eine allgemeine Ignorirung der Deutschkatholiken. Jeder Redakteur und jeder Censor mußte einen Revers unterschreiben, daß er auch nicht die geringste Erwähnung der neuen Sekte zulassen werde. Die ganze Sekte der Deutschkatholiken war für Oesterreich nicht vorhanden, es gab keinen verheiratheten Pfarrer, Ronge hatte nie gelebt, Czerski existirte nicht. Für die österreichische Presse war dies freilich eine neue Schmach, von derselben Bewegung schweigen zu müssen, welche Monate lang die Spalten aller deutschen Zeitungen füllte, — aber die Regierung nahm dadurch der neuen Lehre, die sie hassen mußte, den Nimbus der Wichtigkeit und damit einen Hauptreiz der Verführung.

Wenn wir für jede Konfession die gleiche Achtung in Anspruch nehmen, so dürfen wir darunter nur die selbstständigen Schulen oder Lehren begreifen, nicht auch solche Auswüchse derselben, welche eine aufrichtige Achtung einzusößen nicht geeignet sind, wie der Pietismus, das Muckertum u. dgl. Man betrachte solche Anschauungen als das, was sie sind, als Krankheiten der Fantasie, als religiöse Verrücktheit. Kann man solche Kranke noch heilen, so thue man's mit allem Eifer eines guten Werkes, — geht es nicht mehr, so überlasse man sie ruhig dem sie beseligenden Gefühl der Incurabilität.

Alles, was wir oben über religiöse Toleranz gesagt, zielt dahin ab, daß dies alte Gebot mit dem letzten politischen Umschwung heiliger und dringender der europäischen Civilisation gegenüber tritt, als jemals. Wollen wir die gewonnene Freiheit und Mündigkeit als etwas Verdienstes ansehen, nicht als ein bloß Geschenktes, so müssen wir's betheiligen, daß wir wirklich freien Geistes sind und würdigen Charakters.

Wenn „Freiheit“ die Parole ist, die wir jeder neuen Reform abfragen, so müssen wir sie gleichfalls nach jeder Richtung hin gewähren, vor allem

aber in uneingeschränkter Ausdehnung dem religiösen Bedürfnis.

Obendrein sind in unsern Tagen religiöse Zwistigkeiten der Gefahr eines Verdachtes ausgesetzt, dem sie sonst fern standen, ich meine dem Verdacht der Heuchelei. Eine sehr glaubensheiße Maßnahme wird leicht für erlogen gehalten werden, und das Publikum wird nur zu geneigt sein, in dem Glaubenseifer diesfalls lieber einen Vormund, als die wahre Triebfeder zu erblicken. Man täusche sich nicht. Die Religion ist in dem Strom der geistigen Fortbildung ein immer schwächerer Hebel des menschlichen Handelns geworden; theils in den Glauben, theils in die Wissenschaft zurückgezogen, hat sie das Feld der Thaten nunmehr andern Nationen überlassen. Brot und Wein sind noch immer sehr wichtige Dinge geblieben, aber man schlägt sich nicht mehr darum, in welcher Gestalt sie bei der Messe zu genießen seien. Das Brennholz wird nicht mehr zum Braten von Kezern verwendet, und wenn ein Franke heutzutage nach Jerusalem reist, so thut er's gewiß nicht in der Absicht, dort einige Sarazenen todt zu machen.

Weit entfernt, diese Erscheinung zu beklagen, begrüßen wir sie vielmehr als ein Zeugniß der fortgeschrittenen geistigen Bildung.

Den Anklagen, welchen wir darob kaum entgehen werden, antworten wir mit dem Bedauern, welches Pruz jüngst über die Unsitte ausgesprochen, wissenschaftliche Untersuchungen ohne weiteres auf den Boden der Moral hinüberzuspielen und das Gewissen verantwortlich zu machen für Behauptungen und Ansichten, für welche allenfalls die wissenschaftliche Bildung oder gelehrte Kenntniß einzustehen haben. Meine orthodoxen Gegner mögen ja nicht übersehen, daß der Boden aus dem all diese Kezereien erblühen, ein echt christlicher ist, der Standpunkt nemlich, der alle konfessionellen Unterschiede aufgehoben wissen will.

Daß dieser Standpunkt nun für das wiedergeborene Deutschland der einzig würdige ist, wurde oben angedeutet.

Man gestatte Jedermann, die Ruhe und Erhebung seines Gemüths auf jene Weise zu fördern, welche ihm selbst die zweckmäßigste scheint, und betrachte die fremde Religion gegen die eigene



nicht wie Irrthum gegen Unfehlbarkeit, sondern wie Meinung gegen Meinung. Schüzet jedem den Glauben, der ihn tröstet, den Irrthum, der ihn glücklich macht; achtet er das Sittengesetz, so hat er dem Strengsten genug gethan, und wenn er dazu einen Teufel braucht, so soll er ihn haben.

Nur das Recht sei Allen gleich, — den Glauben gewähre man dem Einzelnen.

### Zwei Kapitel

aus:

## **Thiers: Das Eigenthum.**

### I.

Wer konnte es so weit bringen, daß das Eigenthum, der natürliche Trieb des Menschen, des Kindes, des Thieres, das einzige Ziel, der unentbehrliche Lohn der Arbeit, in Frage gestellt wurde? Wer konnte uns zu dieser Abirrung führen, von der man zu keiner Zeit, in keinem Lande ein Beispiel gesehen, selbst nicht in Rom, wo es sich, als man über das Ackergesetz stritt, einzig und allein um die Theilung der vom Feinde eroberten Ländereien handelte? Wem ist all dieses zuzuschreiben? Es wird sich gleich zeigen.

Gegen Ende des letzten Regime hatten sich die Männer, die die Juliregierung bekämpften, in verschiedene Klassen getheilt. Die Einen, die sie nicht zerstören, sondern retten wollten, hielten sich nicht an die Form der Regierung, sondern an den von ihr eingehaltenen Gang. Sie verlangten die wirkliche Freiheit, welche die Staatsangelegenheiten vor dem doppelten Einflusse der Höfe und der Straßen sicherstellt, eine vernünftige Finanzverwaltung, eine kräftige Organisation der öffentlichen Gewalt, eine kluge, aber volksthümliche Politik. Die andern, entweder überzeugt, oder hingerissen, oder geneigt sich vor denjenigen, mit denen sie gemeinschaftlich kämpften, auszuzeichnen, klanmerten sich an die Form und sehnten sich nach der Republik, ohne aber zu wagen, diesen

Wunsch auszusprechen. Die Aufrichtigsten unter ihnen willigten ein abzuwarten, bis die Erfahrung die constitutionelle Monarchie in allen nur möglichen Lagen gezeigt habe, und haben sich mit der vollkommensten Loyalität benommen. Die Eiligen suchten selbst die Republikaner in ihrem ungeduldrigen Streben nach einer Republik zu übertreffen, und sprachen fortwährend von den vergessenen, verbauten, geopfertem Volksinteressen. Andere wieder suchten sich noch bemerkbarer zu machen, affectirten eine Geringschätzung aller politischen Streitigkeiten, verlangten eine sociale Revolution, und unter diesen gingen einige viel weiter, indem sie eine vollständige, absolute, sociale Umgestaltung wollten.

Der Streit wurde durch die Länge erbittert und das zu spät belehrte Königthum wollte die Gewalt bald dem Einen, bald dem Andern anvertrauen, bis sie in der allgemeinen Verwirrung seinen Händen entwich. Die jetzt im Besitze der Gewalt sind, beeilen sich nicht, von dem Anfange der Erfahrung erleuchtet, unkluge Versprechungen zu halten, die übrigens viele unter ihnen nicht gegeben haben. Aber die Personen, denen die Gewalt entgangen und die Erfahrung frei geblieben ist, bestehen auf ihrer Forderung einer socialen Revolution. Eine sociale Revolution! Als ob es hinreichte sie zu wollen, um sie auch zu vollbringen! Erwirbt man sich auch die dazu nöthige Kraft, indem man ein leidendes Volk in Bewegung setzt, so muß man erst den erforderlichen Stoff besitzen. Man muß wirklich eine Gesellschaft zu reformiren haben. Aber, wenn sie schon längst reformirt ist, was bleibt da zu thun übrig? Ah! Ihr strebt nach dem Ruhme eine sociale Revolution vollbracht zu haben; wohlan! Ihr hättet um sechszig Jahre früher geboren werden, und 1789 Euere Laufbahn beginnen sollen. Damals hätte es Euch, ohne das Volk zu betrügen, zu verderben, nicht an Stoff gefehlt, seinen Enthusiasmus aufzuregen, und wach zu erhalten! Damals zahlte in der That Niemand Steuern. Der Adel trug nur einen kleinen Theil, die Geistlichkeit gar keinen, außer wenn es ihr beliebte, aus freiem Willen etwas zu opfern. Für einen Banquerout unterlagen nicht alle denselben Strafen. Die einen



lohnte man mit dem Galgen, während den Andern tausend Wege offen standen, der Infamie oder dem bestverdienten Tode zu entgehen. Nicht Alle konnten, unbeachtet ihrer geistigen Fähigkeiten, öffentliche Aemter bekleiden, sie wurden entweder durch die Geburt oder die Religion daran verhindert. Es existirte, unter dem Titel der Feudalrechte, eine Masse Verpflichtungen, die keinem freien, gegenseitigen Vertrag, sondern einer Usurpation der Gewalt über die Schwäche ihren Ursprung verdankten. Man mußte sein Brot im herrschaftlichen Ofen backen, sein Getreide in der herrschaftlichen Mühle mahlen, der Herrschaft ihre Erzeugnisse abkaufen, ihrer Jurisdiktion unterworfen sein, die Ernte von ihrem Wilde zertreten lassen. Man konnte keinen Erwerb ausüben, ohne von gewissen Corporationen geregelte Formenbeobachtung. Es existirten Zollhäuser von Provinz zu Provinz, die Formen für die Erhebung der Steuern waren unerträglich. Die Summe dieser Steuern vernichtete den Reichthum. Unabhängig von den prachtvollen, der Geistlichkeit gehörigen Gütern, mußte man ihr noch unter dem Namen der Zehnten, den besten Theil der Landeserzeugnisse überlassen.

All dieses war für das Volk insbesondere, und was die Nation im Allgemeinen betrifft, gab es Censoren für die, welche Lust zum Schreiben hatten, die Bastille für ungelehrige Charaktere, Parlamente für Labarre und Calas, und Zwischenräume von einigen Jahrhunderten zwischen den Generalstaaten, welche alle diese Mißbräuche hätten reformiren sollen.

Es konnten daher auch, in der unsterblichen Nacht des vierten August alle in der Assemblée constituante würdig repräsentirten Klassen etwas auf dem Altare des Vaterlandes opfern. Alle hatten in der That etwas darzubringen: die privilegirten Klassen ihre Befreiung von Steuern, die Geistlichkeit ihre Güter, der Adel seine Lehensrechte und seine Titel, die Provinzen ihre abgesonderten Verfassungen, und alle Klassen brachten ihre Opfer inmitten einer unerhörten Freude. Es war nicht die Freude Einzelner, sondern Aller, die Freude des gesammten, von aller Art Bedrückungen befreieten Volkes, die Freude des von seiner Erniedrigung sich erhebenden dritten Standes,

die Freude des Adels selbst, der damals für das Wohlthun besonders empfänglich war. Es war eine maßlose Trunkenheit, eine Exaltation der Menschlichkeit, die uns geneigt machte, in unserm glühenden Patriotismus die ganze Welt ans Herz zu drücken.

Seit einiger Zeit unterläßt man nicht, so viel es sich thun läßt, die Volksmasse in Bewegung zu setzen; hat man den Aufschwung von 1789 hervorgebracht? Gewiß nicht. Und warum? Weil das ein Mal Abgemachte nicht mehr zu machen ist, weil in einer neuen Nacht vom vierten August nichts mehr zu opfern da sein wird. Siebt's denn noch wirklich irgendwo einen banalen Ofen oder eine derartige Mühle aufzuheben? Siebt's denn noch Wild, das man nicht tödten darf, wenn's auf ihr Feld kömmt? Siebt's jetzt andere Censoren, als die aufgeregte Menge und die von ihr repräsentirte Diktatur? Siebt's Bastillen? Stempelt die Geburt oder die Religion Jemanden zur Inkapazität? Stehen denn Jemanden nicht alle Aemter offen? Siebt's eine andere Ungleichheit als die des Geistes, woran das Gesetz wohl nicht die Schuld trägt, oder die des Vermögens, was vom Eigenthumsrechte abstammt? Versuchet ein Mal jetzt die Nacht des vierten August zu erneuern, errichtet einen Altar des Vaterlandes, und saget uns, was Ihr auf ihm opfern werdet? Mißbräuche! gewiß fehlt's daran nicht und wird zu keiner Zeit fehlen. Aber einige Mißbräuche auf einen in der freien Gotteslust errichteten Altar des Vaterlandes niederzulegen, das ist zu wenig! Es müßten andere Gaben dargebracht werden. So suchet doch, suchet in dieser seit 1789 so oft umgestalteten und nun auflösenden Gesellschaft, und ich bin überzeugt, daß Ihr außer dem Eigenthume nichts zu opfern findet. Man dachte also wirklich daran, und das ist der traurige Ursprung aller aus diesem Gegenstande in der Gegenwart aufgetauchten Streitigkeiten.

Es ist wahr, daß nicht alle Anhänger einer socialen Revolution das Eigenthum in demselben Grade opfern wollen. Die Einen wollen es ganz, die Andern zum Theile abschaffen, manche wünschen bloß die Arbeit anders belohnt zu sehen, und wieder welche möchten mit der Besteuerung beginnen. Aber Alle klammern sich mehr oder



weniger an's Eigenthum an, um die Art Wette zu gewinnen, die sie eingegangen, indem sie versprachen eine sociale Revolution zu vollbringen. Man muß aber alle diese verhassten, kindischen, lächerlichen, aber Unglück weissagenden Systeme bekämpfen, Systeme, die wie eine Masse Insekten aus der Entmischung aller Regierungen entstanden, und die Atmosphäre, in der wir leben, schwängern. Das ist der Ursprung dieses Zustandes der Dinge, der uns, selbst wenn die Gesellschaft gerettet wird, die Verachtung oder das Mitleid des nachfolgenden Zeitalters eintragen muß. Gott gebe, daß wenigstens denjenigen etwas Achtung vorbehalten bleibe, die diesen Irrthümern, der ewigen Schmach des menschlichen Geistes widerstanden haben!

## II.

Bevor man zu erweisen sucht, daß das Eigenthum ein Recht, ein heiliges Recht ist, wie die Freiheit zu gehen, zu kommen, zu denken und zu schreiben, ist es wichtig, die bei diesem Gegenstande zu befolgende Methode der Beweisführung festzusetzen.

Wenn man sagt: der Mensch hat das Recht, sich zu bewegen, zu arbeiten, zu denken, sich frei auszudrücken, worauf fußt man bei diesem Aussprüche? Wo hat man den Beweis für alle diese Rechte geschöpft? In den Bedürfnissen des Menschen, sagen einige Philosophen. Seine Bedürfnisse begründen seine Rechte. Er hat nöthig, sich frei zu bewegen, er muß arbeiten, um zu leben, er muß denken, um nach seinem Denkvermögen zu sprechen; er hat daher auch das Recht, alle diese Dinge zu verrichten! Die solche Schlüsse gezogen, haben sich der Wahrheit genähert, ohne sie ganz zu erreichen. Denn es würde aus ihrer Art zu schließen entspringen, daß jedes Bedürfnis ein Recht sei, das wahre wie das falsche, das natürliche, einfache, wie das aus bösen Gewohnheiten entsprungene Bedürfnis. Wenn es wirkliche, wahre Bedürfnisse giebt, so muß es auch künstliche, falsche, aus falschen Gewohnheiten entstandene geben. Der Mensch schafft sich durch das Hingeben an seine Leidenschaften übertriebene

und strafbare Bedürfnisse, wie die des Weines, der Frauen, der Verschwendung, der Trägheit, des Schlafes, der unregelmäßigen Thätigkeit, der Revolutionen, der Kämpfe, des Krieges. Der Mann des Vergnügens bedarf Södermanns Frau; der plumpe Weinliebhaber hat Ströme geistiger Getränke von nöthen, die ihn zum Vieh erniedrigen; der Eroberer braucht die ganze Erde, um sie zu verheeren. Wenn die Bedürfnisse die Quelle der Rechte wären, so hätte Cäsar in Rom das Recht gehabt, den Römern ihre Frauen, ihre Freiheit, ihre Güter, ihren Ruhm zu nehmen, und das Laster würde in diesem Falle das Recht geschaffen haben.

Ich weiß es wohl, daß diese Philosophen Unterschiede machten, indem sie sagten: die wahren Bedürfnisse geben bloß Rechte. Es müssen also die wahren Bedürfnisse aufgesucht, von den falschen unterschieden werden, wozu man nur durch die Beobachtung der menschlichen Natur gelangt. Die genaue Beobachtung der menschlichen Natur ist also die alleinige Methode, die Rechte des Menschen zu entdecken und zu erweisen.

Montesquieu sagte: Die Gesetze sind die Beziehungen der Dinge (*les lois sont les rapports des choses*). Ich bitte diesen vielumfassenden und großen Geist um Verzeihung, aber er hätte vielleicht viel genauer sich ausgedrückt mit dem Satze: Die Gesetze sind die Permanenz der Dinge. Newton beobachtet die schweren Körper, er sieht einen Apfel vom Baume fallen, nach der irdischen Ausdrucksweise der Bewohner unseres Planeten. Diese Thatsache auf eine andere beziehend, auf den von der Erde angezogenen Mond, auf die von der Sonne angezogene Erde, bemerkt er in einem alleinstehenden und nichtsagenden Faktum eine allgemeine, permanente Thatsache, und sagt: die schweren Körper werden untereinander nach dem Verhältnisse ihrer Masse angezogen; er nennt also diese Erscheinung das Gesetz der Schwere.

Ich beobachte den Menschen, ich vergleiche ihn mit dem Thiere; ich sehe, daß weit davon entfernt, nur dem gemeinen Treiben zu gehorchen, also nur zu essen, zu trinken, sich zu begatten, zu schlafen, zu erwachen, um auf's Neue zu beginnen, der Mensch diese engen Grenzen verläßt und, nach allen seinen Lebensweisen zu schließen,



diesen thierischen Instinkten noch viel höhere, viel complicirtere hinzufügt. Er hat einen durchdringenden Geist, mit diesem Geist combinirt er die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, er wählt unter diesen Mitteln, er beschränkt sich nicht darauf, seine Beute im Fluge wie der Adler, oder auf dem Sande wie der Tiger zu erfassen; er bebaut die Erde, er bereitet sich seine Nahrung, webt seine Kleidungsstücke, tauscht seine Erzeugnisse gegen die der Andern aus, er treibt Handel, vertheidigt sich oder greift an, führt Krieg und macht Frieden, erhebt sich zur Regierung der Staaten und gelangt selbst bis zur Kenntniß Gottes. In dem Maße, als er in diesen verschiedenen Wissenszweigen vorrückt, läßt er sich mehr von der Vernunft als von der thierischen Kraft beherrschen, er ist dann würdiger, an der Leitung der Gesellschaft Theil zu nehmen, von der er ein Glied ist. Nachdem ich dieses Alles in Betracht ziehe, nachdem ich im Menschen diesen erhabenen Geist erkannt, der sich durch die Uebung entwickelt, nachdem ich gesehen, daß durch die Hemmung der Entwicklung der Geist unterdrückt und der Mensch unglücklich, entwürdigt, und dadurch wie der Sklave thierisch wird, dann rufe ich aus: der Mensch hat ein Recht frei zu sein, weil seine genau beobachtete edle Natur mir dieses offenbart, daß das denkende Wesen frei sein muß, wie der fallende Apfel des Newton offenbarte, daß die schweren Körper untereinander angezogen werden.

Ich fordere also jeden heraus, eine andere Methode zur Konstatirung der menschlichen Rechte aufzufinden, als die gesunde und gründliche Beobachtung der Wesen. Aus der genau beobachteten beständigen Lebensweise der Menschen schließt man auf das sie leitende Gesetz, und aus dem Gesetze auf das Recht. Ich muß indessen noch eine Bemerkung hinzufügen, ohne welche man mich des Widerspruches zeihen könnte. Werden Sie, wird man mich fragen, aus dem Gesetze der Schwere auf das Recht schließen? Werden Sie sagen: Die Erde hat das Recht, von der Sonne angezogen zu werden? Nein, ich antworte mit Pascal: „Erde, du weißt es nicht, was du thust. Wenn du mich erdrückst, so weißt du es nicht, ich aber weiß es. Ich stehe also über dir!“

Das Recht ist das Privilegium der moralischen, denkenden Wesen. Ich wäre fast versucht, zu sagen, aber ich wage es nicht, daß der Hund, der Euch dient, Euch liebt, das Recht hat, gut behandelt zu werden, weil dieses liebende und ergebene Thier sich zu Euren Füßen wirft und sie zärtlich küßt. Und doch würde ich, wenn ich mich so ausdrückte, gegen die vollkommene Richtigkeit der Sprache fehlen. Wenn Ihr diesem anhänglichen Geschöpfe etwas schuldig seid, so ist es, weil Ihr begreift, was ihm noth thut. Er hat aber gar kein Recht, weil er es unbewußt wünscht. Das Wort Recht kann nur auf die Beziehungen denkender Wesen unter einander angewandt werden. Für alle Wesen, sowohl für die moralischen als physischen, gelten Gesetze im Weltall; aber diese Gesetze werden nur für die erstern zu Rechten. Aus der Beobachtung des Menschen ersehe ich, daß er denkt, daß er zu denken nöthig hat, daß er dieses Vermögen üben muß, und es sich in Folge dessen entwickelt, vergrößert. Ich sage also, daß er das Recht hat zu denken, zu sprechen, denn Denken und Sprechen fallen in eins zusammen. Ich bin, wenn ich eine Regierung repräsentire, ihm dies Zugeständniß schuldig, nicht wie dem Hunde, den ich so eben erwähnt, aber als einem Wesen, welches das Bewußtsein seiner Existenz, das Gefühl seines Rechtes hat, das mir gleich ist, dem ich das zuerkenne, was ihm gebührt, und das mit Stolz empfängt, was es als sein Eigenthum betrachtet. Es ist mit einem Worte immer dieselbe Methode der Naturbeobachtung. Ich sehe, daß der Mensch eine solche Fähigkeit, ein derartiges Bedürfniß sie auszuüben besitzt, ich sage also: daß man ihm die dazu erforderlichen Mittel verschaffen muß, und da die menschliche Sprache alles auszudrücken fähig ist, und in ihren unendlichen Nuancen die unendlichen Nuancen der Dinge offenbart, so sage ich, wenn von einem schweren Körper die Rede ist, daß er fällt, weil er dazu gezwungen ist. Ich sage vom Hunde: Mißhandelt ihn nicht, denn er empfindet die schlechte Behandlung, und seine sanfte Natur hat sie nicht verdient. Beim Menschen, meines Gleichen vor Gott angelangt, sage ich: Er hat das Recht. Das von ihm geltende Naturgesetz nimmt diese erhabene Benennung an.



Sehen wir also von dem Grundsatz aus, daß das Eigenthum, wie Alles, was auf den Menschen Bezug hat, zum Rechte, zum wohl-erwiesenen Rechte wird, wenn die Beobachtung der Gesellschaft das Bedürfnis dieser Institution, ihre Möglichkeit, ihre Nothwendigkeit offenbart, und wenn ich endlich darthue, daß das Eigenthum für die Existenz des Menschen eben so unentbehrlich wie die Freiheit selbst ist. Bei diesem Punkte angelangt, werde ich sagen können: Das Eigenthum ist ein Recht, eben so naturgemäß, als ich sage: Die Freiheit ist ein Recht.

P. L.

### Was sind Literaten? \*

Wie es keinem Zweifel unterliegt, daß andere Perioden des Erdenlebens andere Geschöpfe hervorgebracht haben, dergestalt, daß, was in unsern Tagen auf Erden lebt, schlechterdings nicht in den Urperioden des Planeten gefunden wurde, so ruft auch jegliche Zeit der Menschheit ihre besonderen, so nie da gewesen und so nie wiederkehrenden Produktionen eigenthümlicher Individuen hervor, und dies zwar im Schlimmen, im Guten und Gleichgültigen.

So ist denn unter andern auch zu unserer Zeit in den höher gebildeten Nationen eine Gattung Schriftsteller aufgetaucht, welche in dieser Weise durchaus zu keiner andern Zeit vorhanden waren; wir nennen sie: die Literaten. Was der Begriff eines Literaten sei, ist nicht ganz leicht zu sagen: ein Gelehrter ist er nicht; es ist kein Mann der Wissenschaft, welcher in irgend einer bestimmten Provinz des Geistes vollkommen zu Hause ist, dort eigenkräftig wirkt und schafft, und dadurch, wenn das Glück gut ist, wirklich, wie es die ehemaligen deutschen Kaiser sein sollten, als ein „allzeit Mehrer des Reichs,“ d. h. hier

\* Das treffliche Werk, aus dem ich diese Skizze entlehne: *Mnemoshyne*, Blätter aus Gedenk- und Tagebüchern, von Carl Gustav Carus, Pforzheim, Klammer und Hoffmann, findet nächstens eine ausführliche Würdigung in der Abendzeitung.

des geistigen Reichs, sich erweist. Ebensovwenig aber ist der Literat Diplomat, oder Kaufmann, oder Mann der Industrie, oder Künstler, oder Dichter, oder sonst irgend ein Bestimmtes dieser Art, vielmehr ist er Etwas von diesem Allen! Er hat einen gewissen Fluß der Rede vom Staatsmann und Gelehrten, er hat in seinen Geschäften mit dem Buchhändler und Zeitungs-Unternehmer Etwas vom Kaufmann, er hat Etwas vom Industriellen in der Schreibfertigkeit, womit er bände-weise seine Produkte liefert, und er hat Etwas vom Dichter und Künstler in dem Schmuck, durch welchen er seine Schriften der Menge empfiehlt. Er ist also gewissermaßen eine Art von Amphibium, ein Mittelding zwischen der ernstern Wissenschaft und überhaupt der strengern exakten Stellung bestimmter eigenproduktiver Menschheit einerseits und der müßigen, nach Unterhaltung begierigen Menge andererseits. Diese Literaten sind daher vornehmlich die Ausgeburten langer Friedenszeiten, und ihre Menge wächst mit der Menge der Müßigen, der Unterhaltung, Ergöpflichkeit, Anregung, gleichviel sei es durch Medisance oder durch Belehrung Begehrenden.

Eingedenk des Wortes jenes Franzosen, welcher geradezu sagte: „man könne über Alles schreiben, ohne Etwas davon zu verstehen, ausgenommen über Mathematik“ (und — setzen wir hinzu — über jede Intimität irgend einer tiefern exakten Wissenschaft), füllen die Literaten unendliche Blätter mit unendlichen Besprechungen unendlich verschiedener gegebener Gegenstände oder Personen, und indem sie in einer Richtung allerdings oft beitragen, die Verstandeskkräfte der Menge zu üben und zu schärfen, lenken sie in einer andern Richtung auch ganz ab von dem selbstständigen gründlichen Eingehen in diejenigen Werke, in welchen eigentlich die wahren Heiligthümer einer fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes gegeben sind.

Es ist nicht uninteressant übrigens bei ähnlichen Erscheinungen der einen Zeit zurückzublicken auf die gleichartigen einer andern Zeit. Thun wir dies in Bezug auf die Literaten, so dürfen wir sie, wenn wir an das griechische Zeitalter zurückdenken, am meisten mit den Sophisten vergleichen. Zu jener Zeit, wo das gedruckte



Wort noch gar nicht und das Geschriebene nur sehr wenig sich verbreiten konnte, galt das gesprochene Wort Alles. Neben den eigentlichen Heroen des Geistes also, neben einem Aristoteles, Plato, Pythagoras, Hippocrates und Aehnlichen, nahmen die Akademien in Anspruch Männer, welche, ohne selbst bedeutende Geister zu sein, eine gewisse Volubilität der Zunge und des Gedankens sich zu eigen gemacht hatten, welche disputirend und discutirend und immer unter dem Scheine, die Wahrheit zu verfolgen, doch zumeist Das anstrebten, mit ihren Sophismen wesentlich nur ein ihnen Genehmes geltend zu machen. In so manchem platonischen Dialog sind Sophisten dieser Art aufgeführt, meistens jedoch nur, um zu zeigen, wie jene hohle Form der Discussion, welche nur die Discussion selbst will, zuletzt alle Mal scheitern muß an dem tieferen und liebevollen Suchen eines tüchtigen Geistes auf einer bedeutenden und deshalb folgenschweren Idee.

Diese Gedanken kommen mir beim Lesen mancher Blätter, in welchen über Männer, denen die Nationen wahrhafte Förderungen in Wissenschaft oder Kunst zu danken hatten, mit eben der sophistischen Geläufigkeit hin und her gesprochen und abgeurtheilt wurde, welche etwa am Platz wäre, wo die letzte Mode in Erwägung gezogen werden sollte. Es hat dann allerdings etwas Unangenehmes, zu sehen, wie hier mitunter Leute ohne alle Autorität in der Wissenschaft mit einem Geiste umgehen, welchem die Muse der Wissenschaft eine für immer bleibende Stelle in ihrem Tempel eingeräumt hat, wie sie ihn ironisch zu handhaben versuchen, ja manche Hoffnungen für ihn auszusprechen die Keckheit, um nicht zu sagen die Unverschämtheit haben.

Indeß, wie es bei Göthe heißt:

„Jetzt, da Jeglicher liest und viele Leser das  
Buch nur

Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder  
ergreifend,

Auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit  
pfropfen.“

muß nun dergleichen Alles mit Einem mithingehen! — Auszusprechen mitunter mag es jedoch wohl geziemen, daß für immer ein Unterschied

sein und bleiben wird zwischen dem Sophisten und dem Weisen und zwischen einem Literaten und dem Manne der Wissenschaft oder der That.

## Petersburger Chronik.

2. October 1848.

Der Sommer mit seinen Leiden und Freuden, und der Herbst dazu — er bestand aus einer Reihe von sechs oder sieben herrlichen Tagen, deren jeder hinter duftig blauen Nebelschleiern siegreich strahlend hervorbrach und herzerquickende frische Lüfte mit sich führte, — das alles gehört nun bereits der Vergangenheit an. Den Georginen war es nicht vergönnt, allmählig zu erbleichen und zu welken: in der vollsten Blüthe rafften Nachtfröste sie schon in den ersten Septembertagen hin. Das Laub der Bäume hatte nicht Zeit, sich durch Farbentöne zu entfärben, um endlich dürr und vergelbt den Fuß melancholischer Spaziergänger zu umrauschen: ein Paar nächtliche Regenschürme reichten hin, um selbst die frischesten Blätter von den Bäumen zu rütteln und in den Schlamm zu begraben — ein treues Bild dessen, was wir in diesen trüben Tagen auch unter uns erlebt. Die Kunst hat einen ihrer ausgezeichnetsten Jünger, die Wissenschaft einen ihrer trefflichsten Vertreter, die in unserer Mitte gelebt, zu betrauern: Benjamin Groß, Robert Stöckhardt wurden im kräftigsten Mannesalter ein Raub des Todes — — —

— Formellen Abschied vom Sommer, der seinerseits sich längst ohne Umstände beurlaubt hatte, nahmen am vergangenen Sonntage zweitausend Petersburger, der Einladung des erfindungsreichen Herrn Isler folgend, in der vielbesprochenen Mineralwasser-Anstalt zu Nowaja-Derewnia. Eine glänzende Mittagstafel, an der vierhundert und sechzig Personen saßen, mimische Vorstellungen, dissolving views (die im Programme „auflösende“ Bilder hießen statt „verschimmende“) musikalische Bestrebungen aller Art, Illumination



und Feuerwerk waren die Ingrebienzien dieser Abschiedsfeierlichkeit. An einer Abschiedsrede hat es gefehlt. Sie hätte ungefähr folgendermaßen lauten müssen:

„Die letzte Rakete ist gestiegen, die letzte Leuchtfugel hat ausgeleuchtet, der letzte Schwärmer ausgeschwärmt, die Kia-King-Laternen sind erloschen, die Garten-Orchester sind verstummt. Unsere redlichen Bemühungen, an sommerlichen Vergnügungen theilzunehmen, denen es nur am Sommer und mitunter sogar am Vergnügen, wenn auch nicht an den Anstalten dazu, fehlte, haben ihre Endschafft erreicht. Man kann die Illusion des Sommers nicht weiter treiben. Wir sind derselben dies Mal über den waltirten Paletot hinaus, wir sind ihr bis zum Pelze treu geblieben!“

Lebe wohl denn, du Petersburger Sommer vom Schaltjahre 1848, mit deinen häufigen Regengüssen und seltenen Sonnenblicken, mit deinen Stürmen und Uberschwemmungs-Versuchen, aquatischen und musikalischen, Lebewohl mit deinen zahllosen Lustschifffahrten, deinen Wettkämpfen zu Wasser und zu Lande, zu Roß und Wagen, deinen wohlthätigen Lotterien und wohlgemeinten Bade-Bällen, deinen vielnamigen Nächten, deinen schwimmenden Serenaden, deinen Rosenfesten und — deinen Gräbern! Lebe wohl und kehre nun und nie zurück!

Die Blumen, die du uns brachtest — wir wanden sie zu Kränzen für die Särge unserer Lieben. Deine künstlichen Feuer verdunkelte der Abglanz der Thränen, die fast in aller Augen standen. Deine fröhlichen Weisen und Lieder verhallten machtlos im allgemeinen Weh.

„Fahr' hin, auf Nimmerwiedersehen!“ —

In der That, der Uebergang zu der fünften echt-petersburgischen Jahreszeit, die bei uns so häufig die Lücken des Frühlings und Herbstes ausfüllt (man könnte sie füglich den nassen Winter oder kurzweg Näßling nennen), zu deren Attributen Galoschen, Gaslaternen, Pelzmäntel, Regenschirme, Doppelfenster und geheizte Defen gehören, ist dies

Mal weniger unbehaglich als sonst. Wir sind mit der Physiognomie dieser Interims-Saison vertraut, wissen was wir von ihr zu erwarten haben und gehen daher wenigstens keinen neuen Täuschungen entgegen — ausgenommen etwa im Betreff der Wohnung und Bedienung, womit es für diesen Winter eben nicht sehr tröstlich ausseht. Die letzte anlangend, darf es nicht Wunder nehmen, daß der Arbeitslohn in demselben Verhältnisse gestiegen ist, als sich die Zahl der Arbeiter und Dienstboten, durch die Epidemie und durch Entfernung aus der Hauptstadt, vermindert hat. Der Umstand, über den man ziemlich allgemein Klage führen hört, ist nur, daß es auch bei erhöhtem Lohne von Tag zu Tage schwerer wird, Dienstboten zu finden, die wirklich dienen wollen. Eine Person, die ein rundes Jahr in demselben Hause bleibt, gehört schon zu den Seltenheiten. Wenn die Herrschaft sie nicht von selbst verabschiedet, so fordern die Dienstmädchen in der Regel nach zwei bis drei Monaten ihre Entlassung, um, wie es mit dem landesüblichen Ausdrucke heißt, „im Quartiere zu leben“, was so viel sagen will als: auf eigene Hand zu wohnen. Wie? und wovon? zu fragen, wäre überflüssige Neugierde.

Hinsichtlich der Wohnungen, sollte man meinen, daß wir bei dem schnellen Wachsthum der Stadt, welches die Zunahme der Einwohnerzahl überhaupt, und ganz besonders in diesem Jahre, offenbar bei weitem überflügelt, endlich eine Zeit erleben müßten, wo die Miethen bedeutend ermäßigt werden dürfte. Aber das hieße die Rechnung ohne die Herren Hauswirthe machen, welche eine ganz eigenthümliche Art von Logik zu ihrem Privatgebrauche erfunden zu haben scheinen, indem sie schließen: die Zahl der Wohnungen nimmt nach wie vor zu; die Zahl der Miether aber hat heuer merklich abgenommen: folglich — müssen wir unverzüglich die Miethen möglichst erhöhen. Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist!



## F e u i l l e t o n .

**Berlin.** Drei Parteien sind es, die der Freiheit mit dem Tode drohen. Die erste ist die Partei, welche Alles verloren, Hof und Adel. Sie ist, obgleich Tausende metallener und menschlicher Mord-Maschinen ihr zu Gebote stehen, die am mindesten gefährliche. Sie ist dem Tode verfallen und alle Billen von Flintenkugeln, Bomben und Granaten werden ihre Existenz, die nur ein Frevel an Vernunft und Menschenrecht war, nicht erhalten. Die zweite Partei ist die der reichen Faulenzen: Rentiers, Bankiers und dergleichen, die ihre Schande nicht fühlen, zu viel zu haben, während Andere nicht das Allernothdürftigste besitzen, und die sich fürchten, ihre verschimmelnden Schätze würden in's Leben gerufen werden, um Hungerige zu sättigen, Nackte zu kleiden. Diese Partei ist einerseits so schmachbedeckt, andererseits so feig, daß auch von ihr keine dringende Gefahr für die Freiheit zu fürchten. Die dritte Partei sind die Bucherer mit Freiheit. Ohne einen Funken Liebe, ohne einen Funken Achtung für die übrige Menschheit, von der läppischsten und schandvollsten Eitelkeit zerfressen, schreien sie: Recht und Freiheit! werben dafür unter heuchlerischer Larve, um nur ihre eigensüchtigen Zwecke zu erreichen, um Aufsehen in der Welt zu machen, durch Skandal einen Namen zu bekommen. Als Modell für diese Sorte steht jetzt Herr Arnold Ruge da. Das ganze Treiben dieses Mannes mit scharfem, beißenden Geiste und einem Herzen, das nie zum Bewußtsein gekommen, zerfressen, zerschrumpft und mottenschadig ist, ist Skandal. Die deutschen Jahrbücher waren sein literarischer Skandal. In der Erbitterung, selbst keine Productivität zu besitzen, biß er sich einen Namen zusammen durch Vernichten von productiven Talenten. Jetzt wiegelt er politischen Skandal auf. Seine Reden an's Volk sind schimpfende Angriffe gegen Vertreter, die ihm nicht huldigen wollen. Arnold Ruge will nur die Umwälzung, durch die er selbst Bedeutung zu erlangen hofft, er will nicht die Freiheit, — er ist ihr gefährlichster Feind. —

\*\* Die Nationalversammlung hat den Adel, Titel und Orden aufgehoben. Somit muß auch die Ehe ungiltig werden, denn sollen keine Orden mehr sein, muß auch das Hauskreuz aufhören.

\*\* Als eine besondere Art von Vorfeier zu des protestantisch-allerchristlichsten Königs Geburtstag erschien der Erlaß des Justizministers, streng die Verbrechen durch Reden und Schriften zu

verfolgen. — Nach Christus soll Vergeben eine schöne Sache sein. — Mancher ist dabei mit dem Dativ und Accusativ nicht im Reinen: Er möchte seine Feinde vergeben, aber nicht seinen Feinden.

\*\* Hier circulirt nachstehendes Distichon:  
 Kleine Verbrecher bestraft man, um die großen,  
 die läßt man loosen,  
 Det is heute noch so wie vor de Revolution.  
 Wenn Ener en Fürsten beschimpft, so kommt  
 er zwee Jahr uf de Festung,  
 Schimpft aber Ener uss Volk, wird ihm keen  
 Teufel was thun.

\*\* Man schreibt in der Kölnischen Zeitung: Aus einem der mit dem demokratischen Club vereinigten Clubs möge folgende Probe demokratischer Beredsamkeit hier Platz finden: „Meine Herren, unsere Waffen? General Wrangel hat scharf geschliffene Schwerter, blanke Läufe, zahlreiche Patronen. Unsere Patronen? Schwefelsäure, meine Herren, ich sage, meine Herren, Schwefelsäure, und noch einmal: Schwefelsäure, meine Herren!“ Hierauf klatschten die Damen auf der Tribune Beifall. — Der Frauen-Club hat sich in der letzten Zeit ausdrücklich den Namen eines demokratischen beigelegt. Die Vorsitzende, eine ehrwürdige Matrone, soll in dem Namen Demokratie etwas gefunden haben, was sie für Frauen anstößig und unheimlich hielt. Doch siegte die Ansicht eines Fräuleins, welches eine donnernde Rede hielt für die Demokratie. — Berlin hat also auch bereits erklärte Demokratinnen! Wie werden sie die Demokratie verstehen? — Jenes stolze, schöne Weib, welches, den Lorbeerkranz auf der Stirn' und die zerbrochenen Ketten in der Hand, im Bilde mit der Unterschrift „La liberté“ in den Bildergalerien Berlins hängt, — wer betet es nicht an?

\*\* Ich warne das geehrte Publikum, beim Ankauf des Portraits eines gewissen majestätisch vornehmen Herrn etwas vorsichtig zu sein, da man es häufig statt in Del in Ibran bekommt. — Freundschaftlicher Gruß Louis Drucker, Vergnügte Weinhandlung, Judenstraße Nr. 2.

**Bonn.** Friedrich Berthes' Leben, von Clemens Theodor Berthes. „Möge Gott unserm Volke in den Zeiten, denen wir entgegen sehen, viele Männer schenken, wie Fr. Berthes war. Deutschland wird sie nöthig haben.“ Diese Worte des Herausgebers werden vielen aus der



Seele geschrieben sein, wenn sie das Buch aus der Hand legen, das auch in unserer stuhenden Gegenwart, in welcher man den Blick kaum von den sturmbewegten Wellen des Tages, die uns alle zu verschlingen drohen, abzuwenden vermag, sein Publikum finden wird. Das Leben jenes edlen Mannes wurzelt mit seiner besten Kraft in den Zeiten von Deutschlands Schmach und Erhebung. Um den herrlichen Kern echtdeutschen Familienlebens, dieses kostbarsten Gutes, das die germanischen Stämme sich noch immer vor den romantischen bisher zu erhalten vermocht haben, und um die Frische und Ehrenhaftigkeit einer treuen deutschen Bürgerseele gruppieren sich hier die großen Weltbegebenheiten, welche von 1789 bis 1815 Deutschland und Europa erschüttert haben; ein Vorspiel der Zeiten, welche nach der Waffenruhe eines Menschenalters jetzt hereinbrechen, und von denen Niemand weiß, ob sie mit einer gänzlichen Barbarei und Fäulniß des civilisirten Europas oder, nach langen Stürmen, mit einer neuen Blüthenepoche des Abendlandes enden werden. Ueberall geht durch Berthes die Hoffnung, es werde über Deutschland noch ein Mal eine große und herrliche Zeit anbrechen. Aber auch ohne alle Aussicht auf deren baldige Erfüllung setzte Berthes für seine Grundsätze und Deutschlands Befreiung mehr als ein Mal sei Leben ein. Er war unter den zwölf proscribirten Hamburger Bürgern, welche von Davoust's Amnestie ausgeschlossen waren. Mitten aus einem reichen Besizthum und einem behaglichen bürgerlichen Dasein mußte er fliehen. Sein halbzerstörtes Eigenthum wuthgierigen Feinden überlassend, eilt er, seine hochschwangere Frau und sieben Kinder in einem einsamen unwirthlichen Gartenhause, auf einer Wachtung des Grafen Reventlow bei Eckernförde, am Strande der Ostsee, zu bergen. Dann flieht er weiter, in Gefahr den Franzosen ausgeliefert zu werden, auf einer kleinen Barke, vom Sturm verfolgt, an die mecklenburger Küste. Die beiden Gatten sind nun lange getrennt; es vergehen oft Monate, ohne daß sie etwas von einander hören. Aber die Briefe, die sie wechselten und deren Inhalt uns erhalten ist, gehören zu dem köstlichsten, was je zwei liebende, in der Ehe verbundene Menschen gefühlt und einander mitgetheilt haben. Jene fast unaussprechliche Innigkeit und Treue, welche der göttliche Sänger des Alterthums in Andromache's Klagen zu Worten gestaltet hat, tritt uns hier als frischer Ausdruck eines Erlebten entgegen. Berthes' Weib war eine Tochter von Claudius. Jemehr wir mit Ekel erfüllt werden von den Herrbildern unserer heutigen Barrikaden bauenden Amazonen, unserer Freischaaren begleitenden

und nur aus frecher Eitelkeit nach Aufsehen strebenden Weiber, um so mehr erhebt uns das Beispiel dieser edlen Frau voll weiblichen Muthes, zarter Sitte, ehelicher und mütterlicher Liebe und tiefer Religiosität. — Zum Schluß Worte aus einem Briefe von Berthes: Ich habe manches wirklich Harte und Schwere getragen, aber wahrhaft unglücklich ist der Mensch nur wenn er mit Gott, mit sich und der Welt irrig, ungewiß und uneins ist; das aber war ich nie. Ich weiß, daß Gott im Himmel ist, und daß sein ewiges Wort durch Jesum Christum zu uns gesprochen hat, und ich weiß, daß kein Volk und kein Einzelner im Volke fremde Herrschaft dulden darf und, um sie nicht zu dulden, alles und jedes irdische Gut opfern darf und muß. An diese einfache Wahrheit habe ich mich gehalten, und sie war mir bisher genug; um schlechte, gute und beste Staatsverfassung mich zu quälen hatte ich nicht nöthig; ich konnte thun, was ich nicht lassen durfte, und darum sehe ich auch jetzt ruhiger und zufriedener in die Zukunft als viele andere. Unser deutsches Vaterland ist zum Kern und Inhalt der großen europäischen Staatenrepublik bestimmt. Europa ist nicht bestehend ohne Deutschland, und bedarf seiner jeden Augenblick um europäisches Leben leben zu kennen, und Deutschland kann zu keiner politischen Gestalt und zu keiner politischen Vollkommenheit berufen sein, die dieser seiner Bestimmung widersprechend wäre. Wir armen Deutschen müssen uns schon bequemen, als Inhaber der Ideen und als Aufsteller der Ideale, durch welche das Uebergewicht Europas über die übrige Welt geschaffen wird, ein etwas unbequemes und durcheinander wogendes Leben zu ertragen. Bei jeder Unzufriedenheit mit dem was unserm Vaterlande zu Theil wird, müßten wir uns schämen, wenn wir die Schuld auf Kaiser Alexander oder auf das englische Parlament schieben wollten. Von dem Augenblick des Einzugs in Paris an, hätte jeder Kaiser Alexander ein russischer Kaiser und jedes englische Parlament ein englisches sein müssen; daß andere für uns kämpfen und sterben, dürfen wir nicht verlangen, und müssen uns schämen es auch nur zu wünschen; für Deutschland haben wir allein zu sorgen und zu ringen, und was auch der große Congress, der in Wien bevorsteht, gebäre, die deutsche Nation wird's sich schon bilden, und so lange sich wenden und winden, bis das Rechte zu Tage gefördert ist; und unsere Fürsten am wenigsten haben ein Recht über Unrecht zu klagen, das ihnen etwa jetzt willkürlich zugesügt werden sollte. Was auch komme, die französische Nation hat viel Zeit gebraucht, um auf constitutionellen Boden zu gelangen, sowie Napoleon, um



auf großen Umwegen von Corsica nach Elba zu kommen. Diese Zeit und dieser Raum sind mit Jammer, Blut und Glend angefüllt, aber die Resultate rechtfertigen die Weltregierung. Was auch künftig große und kleine Tyrannen beginnen mögen, es wird ihnen doch nicht möglich sein, den Geist ordnungsmäßiger Freiheit, den Sinn für Verfassung und für ständische Rechte bei den Völkern zu unterdrücken. Hat es doch auch, seitdem das Christenthum in die Welt trat, noch Aberglauben und Unglauben genug gegeben, und schlechte Päpste und dumme Superintendenten haben ihr Unwesen getrieben, aber hohe geistige Ideen, Sinn für göttlichen und sittlichen Adel sind nicht weiter auszulöschen gewesen. Klinger hat gesagt, die französische Revolution sei ein Schauspiel, worin Hölle und Erde thätig waren, aber der Himmel schweige. Nun hat der Himmel gesprochen, und er wird nicht wieder schweigen. Getrost für mich gehe ich der Zukunft entgegen und voll guter Hoffnung für meine Kinder.

R. W.

**Breslau.** Der große Menschendarsteller Ludwig Devrient trifft einst auf der Promenade einen jungen Mann, der höflich seinen Hut zieht. „Herr Devrient, kennen Sie mich nicht mehr?“ — Das schwarze rollende Auge des Nimen heftete sich auf den Mann, Devrient erkennt einen Conditorgehilfen, der ihm in Dessau manches Glas Punsch verabreicht. Devrient reicht ihm die Hand und erfährt, daß er jetzt selbst etablirt ist. Ludwig geht augenblicklich mit. Er findet in dem Lokal alles vortreflich, nur eins fehlt — Publikum. Dies ist der Punkt, der unsern Conditornagt, und ganz besonders heute, denn er hat eine Braut, heut Abend kommt der alte, reiche Vater aus der Provinz und will sich mit eigenen Augen überzeugen, wie das Geschäft geht. — Das war etwas für Devrient. Geduld, Freund! wenn nur das Mädchen einverstanden, der Alte soll schon mit dem Geld herausrücken, er soll heut' Abend seine Freude an dem flotten Geschäft haben. — Wenn kommt der Alte? — Heute Abend nach sieben Uhr. — Ein Glück, daß wir heute nicht Komödie spielen, dafür werde ich aber hier agiren. Adieu! — Abends nach sechs Uhr füllt sich die Conditorei schon mit Menschen, meist Studenten. Endlich kommt auch Devrient mit etlichen seiner Freunde und Collegen. Heda! ein Glas Punsch! Glas Grog! — Heiße, das ist ein Leben! Schlag sieben Uhr kommt der Schwiegervater in spe. Na! der macht Augen, er findet kaum Platz. Jetzt beginnt Devrient seine Rolle. Herr Doktor, Herr Professor, spielen Sie eine Partie Domino? — Ja, kommen Sie. Er geht hinaus, kommt nun als kleines Männchen mit einer Brille auf

der Nase herein. — Ah, guten Abend, Herr Justizrath, reden ihn etliche an, wie geht's? Gut, mein Herr Doktor! — Die Thür geht auf. Bon soir, Herr Justizkommissär. Unterdeffen dampft die Punschbowl, es wird immer heiterer, die Fröhlichkeit lockt freiwillige Gäste von der Straße, etliche Studios vertilgen ganze Gebirge von Kuchen, Dominosteine klappern in allen Ecken, die Doktorwürde ist beispellos billig zu haben. Endlich läßt sich Devrient, der Herr Justizrath, mit dem zukünftigen Schwiegervater in ein Gespräch ein, wo er den Conditorn und dessen Wirtschaft ganz gewaltig in ein gutes Licht setzt. Der Alte trinkt selbst Punsch und Grog, er wird fidel, wie noch nie, gegen halb zehn Uhr kommt seine Ehehälft mit der Tochter auch noch angerückt, Väterchen ist im besten Humor und — willigt noch selbigen Abend in die Verbindung. Seit jenem Abend kam die Conditorei in die Höhe, der Conditorn heirathete, erweiterte sein Geschäft, und ist heut' ein glücklicher Familienvater, mit zwei Häusern und stattlichen Gärten.

**Frankfurt a. M.** Dr. Andree giebt in der „Reichszeitung dem verstorbenen Parlamentsmitgliede Brunck aus Rheinhessen folgendes Ehrenzengniß: „Brunck war ein vortreflicher Mann, schlicht, geradeaus und durchweg entschieden. Am Rhein war er weit und breit geachtet, weil er Herz und Zunge auf dem rechten Flecke hatte, und den Kopf dazu. Als zur Zeit eines elenden und kleinlichen Despotismus, welchen in Darmstadt der Minister du Teil ausübte, beinahe alle Deputirten müde wurden gegen den Duodeztyrannen anzukämpfen, dem ein Fürst von kaum mittelmäßigen Geistesgaben alle Gewalt in die Hände gelegt hatte, als die Meisten nur Faust im Sack machten, blieb Brunck, der tüchtige Landwirth und Freiheitsfreund, am Plage. Leute, wie Sig, bekümmerten sich damals, in jenen Tagen bleierner Reaktion, nicht im mindesten um Politik, sie lebten im goldenen Mainz ein phäakisches Dasein beim Schoppen und beim Whist, während Brunck immer im Bordertreffen stand und auch gegen jene bureaukratische Pascha's unaufhörlichen Krieg führte, die als großherzogliche Kreisräthe all' und jede freie Regung namentlich die der Landleute und Gemeinden in der barschesten Weise niederhielten.“

\* \* \* S' ist ganz sicher und ruhig in Frankfurt, tröstete der Abgeordnete Vincke, so sicher, daß sich sogar die Bürgerwehr wieder öffentlich zeigt.

**Glag.** Die Ehe ist das Ziel, welchem alle Jungfrauen entgegen steuern. Daß Viele es nicht erreichen, ist nur ihre eigene Schuld; denn beim



ersten Freier brauchen sie gewöhnlich zu viel Vorsicht, beim zweiten haben sie ihre eigene Ansicht, beim dritten nehmen sie keine Rücksicht, beim vierten haben sie keine Einsicht; da schließt sich auf einmal die Aussicht und es bleibt ihnen Nichts — als die leere Uebersicht. G. B.

\* \* Hauptstationen des politischen Lebens der Nationen: Auf Verationen folgen Lamentationen, dann Petitionen, dann Deputationen, dann Postulationen und Protestationen, sodann Revolutionen, darauf Patronen, zuletzt — Constitutionen. G. B.

\* \* Wer nur in der Vergangenheit lebt, wird trübfinnig, wer nur in der Gegenwart, oberflächlich; wer nur in der Zukunft, unbrauchbar phantastisch; wer in allen Dreien, kommt zu ihrer rechten Dreieinigkeit. G. B.

**Landeshut.** Protest der Hasen und Rebhühner gegen die neue Jagdordnung: Wir sind ein freies, furchtsames, harmloses Völkchen von patriarchalischen Sitten, das Niemand etwas zu Leide thut, und es ist nicht, als böser Leumund, daß es dem Menschen Unglück bringe, wenn ihm ein Hase über den Weg läuft. Gleichwohl hat man uns jetzt, weil wir es mit den Aristokraten hielten, da diese uns schonen, in die Acht und für vogelfrei erklärt, und wir müssen, gleich den Indianern Nordamerikas, aus unsern seit Jahrtausenden inne gehaltenen Sigen vor den Freiheitsmännern dieser Tage weichen, wenn unser Geschlecht nicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden soll. Ja, lieber nach Sibirien auswandern, als hier unter den neuen zahllosen Despoten bleiben, die mit kannibalischem Appetite, uns als erste Früchte ihrer Freiheit genießen wollen. Indem man das Bißchen Nahrung, das wir bedürfen, höher anschlägt, als unsre Personen, gestattet man, daß das Hässchen im Mutterleibe, das Küchlein im Ei nicht mehr geschont werden dürfte, und denkt, Wunder was für Erndten man nach unserer Ausrottung machen werde, während doch die Weltgeschichte nachweist, daß wir noch nie eine Hungernoth, wohl aber Viele satt gemacht haben. Tyrannisch ist man schon bisher oft gegen uns verfahren, aber diese alte Tyrannei ist ein wahres Hässchen gegen die neue. Tausend Spürnasen schnüffeln unsern Fährten nach, uns zu verderben, und selbst diejenigen, die im Herzen uns verwandt sind, schreien blutdürstig: Schießt, stecht, schlägt tod! Jeder Versuch, wieder ein geordnetes Volks- und Familienleben bei uns einzuführen, würde für die abscheulichste Reaktion gelten und unfehlbar mit dem Tode bestraft werden, wenn schon nicht mehr durch den Henker, da die Todesstrafe abge-

schaft ist. — Das ist unser jetziges beklagenswerthes Loos! Wir protestiren gegen solche Gewaltschritte. Wir berufen uns auf unser altes gutes Recht und auf den Geist der neuen Freiheit, die eine Freiheit Aller sein soll und nur auf dem Weizen- und Kleefelde des Gesetzes gedeihen kann. Wehe Euch Jagdgierigen, hört Ihr nicht auf unsern Nothschrei! Unser letzter Seufzer wird ein Fluch für Euch, unsere letzte Losung Euer Lohn und der Welt die letzte Reminiscenz von uns sein. — Kammler. Lampe. Perdix. Kragfuß.

**München.** Am 7. Oktober 1848 verblüht in München (von mancher verlassenen Dürstigkeit dankbar beweint) in dem seltenen Alter des 91sten Lebensjahres Joseph Franz v. Kirschbaum, Großkreuz des Verdienstordens der bair. Krone, Staatsrath i. a. o. D., einst Begleiter und Lehrer Königs Ludwig und noch früher Staats- und Völkerrechtslehrer in Paris und ander, auch durch Göthe geschilderten, damals hochblühenden Universität von Straßburg, an der nach Schöpslin († 1771), auch in Pffel († 1807) und Koch († 1813) mehre mit Recht berühmte Publizisten und Diplomaten standen, deren hohe Bildung die meisten angehenden Staatsmänner (auch der unvergeßliche Montgelas) eifrig aufsuchten und die, für Baiern speziell, ihrer Zeit von bedeutendem Einflusse gewesen sind. — Herr v. Kirschbaum (seit lang als Liebhaber der Kunst, insbesondere der Malerei ausgezeichnet) hatte auch an der erlauchten Georgia Augusta Göttingens einen guten Klang. Er kannte dort noch persönlich Pütter, Schlözer, Plank, Heeren, Heyer, Neuß ic. und verkehrte viel mit ihnen. Er war Senior der k. Akademie der Wissenschaften Münchens. Jetzt ist der Staatsrath und Reichsarchivdirektor Joseph Freiherr v. Hormayr Senior der Gesamtkademie, nachdem er schon seit langen Jahren Senior der historischen Klasse gewesen ist. Sein Diplom vom 15. April 1801, vor 48 Jahren ausgestellt, schickte ihm nach seiner Vaterstadt Innsbruck der ehrwürdige Westenrieder durch den alljährlich die Etschländer-Weingüter besuchenden gelehrten Abt von Benediktbeuern, Karl Klocker. Hormayr, seit dem Mai 1797 in der dienstlichen Praxis in Innsbruck, seit 1799 auch in der Landwehre, empfing jenes Münchner Diplom als ein theures Kleinod. Neben dem alten Grafen von Seefeld war es gezeichnet von Namen wie Stephan v. Stengel, Bacchiery und Aldersons Kennedy und liegt jetzt als eine Seltenheit im Ferdinandeum, mit vielen anderen europäischen und ein Paar außereuropäischen gelehrten Diplomen. — In seinem noch nicht erfüllten dreizehnten Lebensjahre wurde Hormayr's erstes Buch



gedruckt, ein Abriß des mächtigen Herzogsstammes von Andechs-Meran, daher er schon am 16. August 1844 das gewiß höchst seltene Jubelfest seiner fünfzigjährigen Schriftstellerlaufbahn feiern konnte. Im September 1801 reiste er über München, wo er in der Akademie Sitz nahm, nach Wien und ward trotz seiner Jugend in der Staatskanzlei im Ministerium des Aeußern angestellt, seit dem Tode des Ministeriums Thugut sofort unter den Ministerien Cobenzl, Stadion und Metternich. Durch Johannes Müller dem Erzherzog Johann, dem Freunde Tyrols und der Schweiz, nachdrücklich empfohlen, hatte er auch das Glück, das besondere Zutrauen dieses, am nemlichen Tage mit ihm (20. Januar 1782) gebornen Fürsten zu erringen. Er war durch 28 Jahre ein Werkzeug seiner Schöpfungen. Seit Neujahr 1803 war Hormayr Referent der deutschen Sektion, provisorischer, seit April 1808 definitiver Direktor des vereinigten Wiener Staats-, Hof- und Hausarchives, der Kronarchive von Ungarn, Böhmen und Venedig (denen ihm vergönnt war auch das tyrolische, schwäbische und burgundisch-lothringische einzuverleiben). Beim Kriegesausbruch im April 1809 gab ihn der Erzherzog Johann seinem alten Freunde General-Lieutenant Chasteler, Befehlshaber des VIII. Armeekorps, als bevollmächtigten Hofkommissär für Tyrol und Vorarlberg bei. Nach dem Frieden trat er wieder in's Archiv zurück, wurde später zugleich Historiograph des kaiserlichen Hauses und theilte die ewigen Neckereien und Verfolgungen gegen den Erzherzog Johann, zumal im Censursache, bis er auf den zweimaligen Ruf Sr. Maj. des Königs Ludwig (ohne irgend welchen Vortheil in utili oder honorifico) nach Baiern übertrat und, nach ehrenhaft erhaltener Entlassung vom Staatskanzler Fürsten Metternich, am 1. November 1828 den Eid der Treue in die Hände des Grafen Armanberg als wirklicher Geheimerath und Ministerialrath in beiden Ministerien des Innern und des Aeußern ablegte. Im Frühjahr 1832 wurde Hormayr, bei den damaligen Bestrebungen nach einem mitteldeutschen Zollverband, als Ministerresident nach Hannover gesendet und stand darnach auch bei den freien Hansestädten Lübeck, Bremen und Hamburg als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister. Hier gab er mit seinem Freunde, dem jetzigen Reichsminister des Handels und der Schifffahrt, Senator Arnold Duckwitz, 1840 — 42 die „Fragmente“ über Deutschlands, insonderheit Baierns Welthandel, über die Freiheit der Flüsse, über die Kalamitäten auf Rhein und Elbe, über den Staderzoll, über die für Baiern so folgenreiche Verbindung der Weser und Werra mit dem

Obermain bei Bamberg, über den Handel der Donau und nach dem Morgenland, über die deutsche Auswanderung und Kolonisation und eine deutsche Flotte heraus. — Hormayr's Schriften betragen gegen 170 Bände. Ihr mehrmals gedrucktes Verzeichniß zeigt als die vorzüglichsten: das „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst“ 1810 — 1829 (19 dicke Quartbände), — „Oesterreichischer Blutarth“ (20 Bändchen), — „Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten“, — „Kritisch-diplomatische Beiträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter“ I. II., — „Geschichte Tyrols“ I. II., — „Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte“, — „Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrich's des Großen bis zum zweiten pariser Frieden 1786 — 1816“, — „Archiv für Süddeutschland“, — „Beiträge zur Lösung der historischen Preisfrage des Erzherzogs Johann über Innerösterreich“, — „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege“ I. II. III., — „Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Bilgerösmannes“ I. II. III. IV., — „Ansichten aus Tyrol“ mit Tombleson's herrlichen Stahlstichen. — „Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809, oder Geschichte des Sandwirthes Andreas Hofer“ I. II., — „Das Heer von Innerösterreich von 1809“ unter den Befehlen des Erzherzogs Johann in Italien, Tyrol und Ungarn, — „Die goldene Chronik von Hohenschwangau,“ der Burg der Welfen, der Hohenstaufen und der Wittelsbacher, zur Vermählungsfeier Königs Maximilian von Baiern 1842, — „Historisches Schatzkästlein von Baiern“, — die „Fresken des Münchner Hofgartens“, — „Kleine historische Schriften und akademische Gedächtnisreden“, — „Herzog Luitpold“, — „Die Baiern im Morgenlande“, — „Ueber die Monumenta boica“, — „Das Archivwesen in Baiern“, — „Baiern und Pfalz, Gott erhalte!“ u.

**New-York.** Mit dem Dampfschiff Herrmann ist Fr. Hecker am 6. October hier angekommen, und von einer Deputation des Stadtrathes an Bord des Herrmann im Namen der Stadt bewillkommnet worden. Das amerikanische Volk, sagte er, kenne die Dienste, die Hecker der republikanischen Sache in Deutschland geleistet und er begrüße ihn daher auf's Herzlichste bei seiner Ankunft in einem Lande, in welchem **der Wille des Volkes der einzige Souverain** sei. Hecker dankte den Behörden für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit, indem er die Ueberzeugung aussprach, daß alle Unterdrückten auf die Sympathien des amerikanischen Volkes zählen könnten. Sodann fuhr die Deputation mit Hecker nach dem Rathhause (dasselbe ist ein ausgezeichnet



schönes Gebäude und steht auf dem Park-Platz im Broadway [Breiten Weg] in New-York), wo er von dem versammelten Volk mit drei donnernden Hochs empfangen wurde. Der Enthusiasmus, welcher sich bei dieser Gelegenheit für die Revolution in Europa aussprach, war unbeschreiblich. Nachdem die Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren, fuhr Hecker unter dem Jubelrufe von Tausenden nach seiner Wohnung, welche er im Shakespeares-Hotel genommen. Am nächsten Tage fand eine große Versammlung der Deutschen New-Yorks in Tammanyhall statt. Es galt abermals Hecker zu feiern und Bericht über den Republikanismus in Deutschland von ihm zu hören. General Walbridge bewillkommte ihn und stellte ihn der Versammlung vor. Ein nachhallender Jubel erscholl, eine rothe Fahne und rothe Freiheitsmütze wurden aufgerichtet. Hecker sprach dann in einer deutschen Rede. Nachdem noch mehre andere gesprochen hatten, wurde der Beschluß gefaßt, daß Hecker und das Prinzip, für welches er kämpfe, aus allen Kräften zu unterstützen sei, um ihn in den Stand zu setzen, daß er das **rothe Banner der Republik**, das er zuerst in seinem Vaterlande entfaltet, siegreich über das Meer hinüber nach Deutschland zurücktragen könne. — (Was Amerika verspricht, das hält es.) — Darum keine Furcht, deutsche Brüder, wir werden frei von der Knechtschaft und Tyrannei!

**Paris.** Es ist Sonntag; unsere Leser mögen uns in einige zahlreich besuchte Gesellschaften folgen, die in einem Stadttheile von Paris ihren Sitz haben, wo sich merkwürdiger Weise die frommen Ueberlieferungen der Vorzeit trotz aller Umwälzungen stets ungetrübt erhalten: in dem Quartiere von St. Sulpice. Unter einem der Thürme der Kirche gleiches Namens liegt eine große Kapelle, geschmückt mit Standbildern nach den ersten Meistern der Vorzeit, fromme Geschenke von vorzüglichen Künstlern der Hauptstadt. Alle vierzehn Tage kommen an diesem Orte die Mitglieder einer Verbindung zusammen, welche unter dem Namen „Gesellschaft der heiligen Familie“ bekannt ist. Sie besteht aus 1000 bis 1200 bedürftigen Familien, welche die Unterstügungen der Bruderschaft vom heiligen Vincenz von Paula genießen. Sonntags finden gewöhnlich die Zusammenkünfte statt. Sie beginnen um 12½ Uhr mit der Feier einer heil. Messe, wobei ein Mitglied der Bruderschaft mit lauter Stimme vorbetet, da die meisten Anwesenden des Lesens unkundig sind. Bei der Wandlung stimmt ein Chor junger Leute aus derselben Bruderschaft das Lied „O salutaris hostia“ an. Die Sammlung und Andacht der sämtlichen Anwesenden während des heiligen Amtes bietet ein erhebendes Schauspiel dar. — Nach

Beendigung desselben wird am Fuße des Altars ein Tisch hingestellt, an welchem der geistliche Direktor, der Prediger und der weltliche Präsident der Gesellschaft Platz nehmen. Der Prediger ist ein Jesuit — das französische Volk achtet diese Glaubenskämpfer, obschon sie aus allen andern Ländern vertrieben sind — der Pater Milleriot. Der gläubige Ausdruck, die Einfachheit seiner Worte, die doch so schön berechnet sind, in die verschlossensten Herzen, in die beschränktesten Gemüther einzudringen, bilden die Beredsamkeit, der er sich befleißigt. Alle die Arbeiter, aus denen die Gesellschaft besteht, haben die achtungsvollste Zuneigung zu ihm. Die Leistungen der Gesellschaft bestehen in gegenseitiger Pflege während der Krankheit, in Uebungen im Kirchengesange und der Auspielung verschiedener Gegenstände zu wohlthätigen Zwecken. Friede, Einheit und wahre Bruderliebe verbinden die Mitglieder, gegenseitig lehren und lernen sie die Pflichten des Christen und des Bürgers. — Gegen 7 Uhr Abends ist eine andere Versammlung in der Kirche Notre Dame des Victoires (U. L. Frau vom Siege), welche in der Nähe des Palais National (früher Palais Royal), recht mitten in der Gegend des Reichthums, des Vergnügens und der Ausschweifung gelegen ist. Es findet gerade eines der Feste der sogenannten „Erzbruderschaft“ statt, welche die Bekehrung der Sünder zum Zwecke hat. Jeden Sonntag Abend steht man die Andacht dieser Bruderschaft sehr zahlreich besucht. Heute aber sind die Zuhörer in der Kirche ganz besonders gedrängt, weil der neue Erzbischof Sibour anwesend ist; vier- bis fünftausend Personen, die große Mehrzahl dem weiblichen Geschlecht angehörig, füllen das Schiff und die Seitenkapellen der Kirche. Psalmen und Kirchengesänge werden gemeinschaftlich von allen Anwesenden angestimmt; die Kraft eines solchen Sängerkhores macht einen unbeschreiblichen Eindruck. Als der Erzbischof die Kanzel besteigt, verbreitet sich eine Bewegung freudigen Erstauens durch die Kirche, da jeder begierig ist, den Nachfolger des jüngsten Märtyrers der Kirche zu hören. Die Predigt des beredten Kirchenfürsten dauert bis 10 Uhr, wo sich die Menge auf den Platz vor der Kirche drängt, um ihn beim Herausgehen in der Nähe zu sehen und seinen Segen zu empfangen. (Rheinische Volkshalle.)

**Westh.** Der Kaiser war nach Ungarn gekommen, um das Land und die Einwohner kennen zu lernen. Eben war er bei einem Magnaten von der Tafel aufgestanden, und derselbe wollte ihm durch eine Spaziersfahrt eine Verdauungsbewegung verschaffen. Kaiser und Magnat stiegen in einen offenen Wagen, der mit sechs auserlese-



nen Hengsten bespannt war. Der Ungar ergriff selbst die Zügel, schwang die Peitsche und spornete durch einen eigenthümlichen Ruf die Rosse an. Mit Blitzschnelle flog der Wagen über die Heide hin, die Zuschauer sahen dies stolz und vergnügt, aber dem Kaiser ward bange, ihm schwindelte, er erhob sich im Wagen, wurde aber auf den Sitz zurückgeschleudert. Der Magnat wirft die Zügel aus der Hand, daß sie auf der Erde nachschleifen, und die Hengste brausen wie toll dahin. Es zeigt sich vor den Augen des Kaisers einer jener großen schilfbewachsenen Teiche, wie sie besonders in Ungarn sind, und das Gespann nimmt seine Richtung gerade auf denselben zu. Da will der Kaiser aus dem Wagen springen, aber der Magnat, ruhig im Wagen sitzend, hält ihn zurück und in dem Augenblick, wo die Pferde an den Rand des Teiches gelangt sind, läßt er einen scharfen Pfiff ertönen und die Pferde stehen regungslos still, wie festbezaubert. Sehen Sw. Majestät, sprach der Magnat zum Kaiser, der sich kaum von seinem Schrecken erholte und den Angstschweiß von der Stirn wischte, so sollten Sie es mit uns Ungarn halten: Lassen Sie uns die vollste Freiheit der Nationalität, und wo es Noth thun wird, werden wir auf einen Pfiff zu Ihnen stehen und Ihnen eine kräftige Stütze sein (Wie jämmerlich zeigt sich hier die Loyalität, selbst, wo sie sich nicht ganz geduldig will treten lassen!) Die Angst hat der Kaiser niemals vergessen, aber gelernt hat er und seine Nachkommen davon nichts, dies beweist die traurige Gegenwart. Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an jene Zeit, wo Maria Theresia, bedroht und verlassen von aller Welt, nach Ungarn flüchtete, den Säugling auf dem Arme in die Reichsversammlung der Ungarn trat, und ihr ein donnerndes Beifallsjauchzen „Moriatur pro regina nostra“ entgegenscholl, und daß es die Ungarn damals waren, die sie wieder auf ihren Thron und in ihre bedrohten und ihr beinahe schon entrissenen Rechte einführten?

**Petersburg.** Die Fürstin Olga \*\*\* jung, sehr reich und schön, wurde, nach Familien-Convenienzen, die Gemahlin des Fürsten Wladimir \*\*\*. Der Fürst erniedrigte sich zum geistigen Folterknecht der schönen Frau; seine Höhe erreichte den höchsten Gipfel, als er die hochschwangere Gattin auf einer Spazierfahrt im selbstgeleiteten Sigh umwarf. Eine zu frühe Niederkunft und eine Verletzung, die ein kaum bemerkbares Hinken zurückließ, war die Folge, aber auch die sofortige Trennung von ihrem Gemahl. Diesen verleitete ein Champagnerrausch, sich seiner Erbärmlichkeit zu rühmen. Ein anwesender bildschöner Gardeofficier, aus gräflicher, aber armer

Familie, der die Fürstin nur entfernt kannte, ward zu ihrem Ritter und wies den fürstlichen Brähler so entschieden zurück, daß ein Pistolen-Duell zwischen Beiden stattfand. Dem Fürsten wurde der Arm zerschmettert; sein Gegner, wie in Rußland das Duell stets harter Strafe unterliegt, zu zehnjährigem Festungsarrest in Sveaborg verurtheilt. Die Fürstin, in schwärmerischer Exaltation sich zu ihrem edlen Vertheidiger hingezogen fühlend, verließ Petersburg und ging nach Helsingfors. Dort, auf der südlichen Spitze des Felsenufers, entstand auf ihren Wink, durch große Summen beschleunigt, binnen einem halben Jahre jene, mit Thürmen und Zinnen geschmückte gothische Villa, die man schon fern von der See gewahrt, gegenüber Sveaborg, der Gefängniß-Beste ihres Ritters. Im Sommer und Winter, wenn die Schneestürme von den Bergen und vom Meere her ihre Einsiedelei umbrausten, lebte dort die schöne Frau. Ein Briefwechsel mit dem Gefangenen ward ihr gestattet; zu gewissen Stunden des Tages sah man die Fürstin auf der höchsten Zinne ihrer Villa aus weiter Ferne verabredete telegraphische Zeichen mit ihrem Ideal wechseln. So waren anderthalb Jahre in selbstgewählter, von Vielen, die ihr unbegrenztes Wohlthun beglückte, gesegneter Einsamkeit vergangen, als der Kaiser Helsingfors besuchte. Die Fürstin war auf seinen Wunsch am Hoflager erschienen, bleich und in Trauer, aber keine Klage äußernd; die Thüren öffneten sich und der Kaiser selbst stellt den Befreiten der Entzückten vor. Das griechische Kirchengesetz verbietet der geschiedenen Frau eines noch Lebenden eine zweite Heirath. Ohne priesterlichen Segen und dennoch von Allen, die sie kannten, geachtet und geehrt, lebten die Liebenden vereint fortan auf jener Trauer-, jetzt Freuden-Villa, die sie im Winter nur wenige Monate mit dem Aufenthalt in Petersburg vertauschten. Ihr Leben war vier Jahre lang ein beglücktes und beglückendes. Vor einem Jahre zertrümmerte der Tod es mit rauher Hand; in der kräftigsten Mannesblüthe starb plötzlich der Graf. Seitdem führt die Fürstin ein ödes, freudenloses Leben in den Gemächern ihrer kleinen finnländischen Meeres-Burg. Sie harret, in tiefen Gram versunken, der Wiedervereinigung mit dem, den sie über das Grab hinaus geliebt. Im letzten Glühen des Abends sieht man sie auf der Zinne, mit dem schönen Auge der in's Meer sinkenden Sonne folgend, mit leisem Seufzer ihr den Wunsch nachhauchend, hinabzusinken wie sie.

**Wotsdam.** Ein gewaltiger Mann, Frömm-ler, Heuchler, Schönredner und Säuser, hat bei der Nachricht von dem Falle Wiens jubelnd ausgerufen: O könnte ich doch für jede freiheit-



ichwärmende Canaille, die in dem Kampfe gefallen, ein Glas Champagner leeren und die Nagelprobe dazu machen, der Seligkeiten höchste Würde mich erheben! — Hierauf knieete er nieder und betete; sodann betrank er sich.

**Prag.** In einem schönen großen Forst, wo neben vielem edlen Wilde auch schädliche Thiere, namentlich Eidechsen und Skorpione, heulende Wölfe (die Heuler), wühlende Schweine (die Wühler) und kahlschwänzige Ratten sich befanden, stand eine uralte, unten durch den Zahn der Zeit ausgehöhlte Eiche. In dieser alten Eiche hatte unten der König der Thiere, der starke Löwe, sein Lager mit zwei kräftigen Jungen. Die Mitte der Eiche bewohnte eine Kage mit fünf Jungen und auf der Spitze der Eiche hatte der starke Nar seinen Horst mit zwei Jungen. Alle drei lebten in Frieden, dieses konnte jedoch die schlaue hinterlistige Kage (die Kamarilla) nicht vertragen. Was that sie? Sie kletterte hinauf zum Nar, und sagte: Höre, heute hörte ich von dem Löwen sagen, daß er in Deiner Abwesenheit die alte Eiche niederreißen und dann Deine Jungen verzehren werde. Ich bitte Dich daher, sei auf Deiner Huth. Darauf stieg die Kage hinunter und sagte dem Löwen, wenn Du Dich entfernst von Deinen Jungen, so ist's um sie geschehen, mir selbst sagte der Nar, er würde die edle Nachkommenschaft in seine scharfen Krallen nehmen und zu seinen Jungen hinauf als willkommenen Beute tragen. Was geschah? Das Mißtrauen war geweckt, Beide verließen ihre Jungen nicht mehr, und nach kurzer Zeit mußten die jungen Adler und Löwen vor Hunger sterben. Die ganze Generation der beiden edlen Thiere war durch Mißtrauen verhungert. Jetzt ging die schlaue Kage hin und verzehrte, nachdem Löwe und Nar die Eiche verlassen, die Braten in gemüthlicher Ruhe. Ein einziges Wort des Vertrauens hätte beiden die Nachkommenschaft erhalten können — Es waren aber nur unvernünftige Thiere!

Eduard F...t.

**Schleusingen.** Professor Bernhard Gotta aus Freiberg stieg im Gasthose zum grünen Baum ab. Mit ihm ein afrikanischer Prinz, welcher sich in Freiberg dem Studium der Bergwissenschaft widmet. Das Stubenmädchen, als sie die Betten für die Gäste herrichtete, jammerte: Ach, wie schade um die Bettwäsche, die wird morgen schön aussehen, wenn der Mohr darin gelegen hat.

**Shirawati.** Man hat immer den Niagarawasserfall für den größten der Welt ausgegeben, er ist es aber nicht, wie wir hören, denn der Shirawati, der in den arabischen Meerbusen

fällt, bildet einen noch weit ansehnlicheren. Das Wasser stürzt da zuerst dreihundert Fuß weit in einem Winkel von 45 Grad in einer weißen Schaummasse herab und dann noch 850 Fuß tief mit donnerähnlichem Getöse in einen finstern Abgrund hinunter. Der ganze Fall hat also eine Tiefe von 1150 Fuß. In der Regenzeit ist der Fluß, bei einer Breite von einer Viertelmeile (engl.), in der Nähe des Falles gegen 30 Fuß tief, in der trockenen Jahreszeit dagegen seichter und in drei Fälle von mannichfaltiger Größe und Schönheit getheilt. Ein amerikanisches Blatt selbst sagt: erst wenn wir unsern Genessee- und St. Lorenzfall vereinigen und diese Vereinigung verdreifachen, erhalten wir den Fall des Shirawati. Zwar ist die Wassermasse in dem Niagara größer, in Rücksicht auf die Tiefe des Falles aber verhält er sich zu diesem Nebenbuhler wie ein Bächlein zu einem Riesenstrom.

**Trachenberg.** Der Fürst eines großen Reiches, dessen Regierungsgeschäfte zahllose Räte besorgten, luftwandelte vor dem Thore seiner Residenz; demselben fielen mehre arme Männer zu Füßen und baten, ihnen Arbeit zu verschaffen. „Ja,“ sagte der Herrscher gerührt, „darin, lieben Leute, kann ich Euch nicht helfen; denn ich habe selber nichts zu thun.“

**Skendib.** Eine dramatische Künstlerin machte mit einer Freundin und deren Anbeter, dem ersten Liebhaber der Bühne, eine Reise in die sächsische Schweiz. Entzückt rief die erste aus: Ach, wie arabesk ist diese Gegend! Lächelnd verbesserte die zweite: „Pittagor“ willst Du sagen. Der Liebhaber, zum Schiedsrichter auserlesen, sagte mit Schonung: Zanft Euch nicht, Kinder, das ist ja ganz synagog.

**Wien.** Das tapfere Wien ist in seinem Kampfe für Freiheit erlegen. Die Despotie hat den Mannesmuth, die Größe der Vernunft, welche sich mit Kraft paarte, um den Wahn und die Schande von Jahrtausenden: die Unterjochung von Millionen unter die Willkür eines, zwar allerhöchsten, doch auch mitunter allerdümmsten, abzuschütteln, durch die ultima ratio regum gemordet. Der gute Kaiser saß in Olmütz, proklamirte, daß es ihm wehe thäte, gegen sein Volk in den Kampf zu ziehen, und jauchzte hoch auf, als er die Zahl der Tausende vernahm, die sein Oberprofos Windischgrätz hingerichtet. Vor diesem Namen Windischgrätz schwindet Alles, was in der Geschichte von Völkertretung, kalter Menschenvernichtung, schwarz oder roth um Rache schreit, in nichts zusammen. Gegen diesen Windischgrätz erheben sich Alba und Tilly zu den Heiligen. Wenn diesem Windischgrätz



einst alle die Flüche und Verwünschungen, welche die Mitwelt auf ihn schleudert, all die Verachtung, der er bei der Nachwelt verfallen, lebendig vor Augen träten, selbst das versteinerte Gemüth dieses nur nach Strangulirung der Freiheit trachtenden, nur nach Blut dürstenden Mannes müßte erbeben. Wie erhaben stehen die bestiegten Wiener da, wie jämmerlich die stiegenden Mord-Söldlinge! Es ist kaum je ein schimpflicherer Sieg erfochten worden. Dieser Sieg muß das festeste Vertrauen auf das Walten eines guten Weltgeistes erschüttern. Wagt es aber dieser Windischgrätz, oder Jellachich, oder Auersperg, oder Wer diese drei zu Ober-Henkern für freie Männer ernannt hat, zu Gott zu beten, so müßte dieses Beten als die nichtswürdigste Gotteslästerung von den Pfaffen gezüchtigt werden. Aber Ihr lieben Pfaffen! Ihr selbst werdet ein Te Deum anstimmen, zu dem sich die von Bruderblut rauchenden Mörderhände erheben. Ihr werdet den Gott preisen, der die Tyrannei stegen ließ. O wahrlich! Es giebt Zeiten, in denen Der viel mehr ein Gottes-Berehrer, der nicht an Gott glaubt, als der an Gott glaubt! —

\* \* In seiner neuesten Posse: Freiheit in Krähwinkel, hält Nestroy, als Darsteller des Ultra, eines Journalisten, nachstehendes Selbstgespräch: Aus glorreich freiheitstrahlenden Ländern führt mich ein finsternes Schicksal in das lichtscheue Krähwinkel her. Das ist eine Empfindung! Nach Krähwinkel, wo sie noch mit den physischen Böpsen paradiren; folglich von der Abschneidungsnothwendigkeit der moralischen gar keine Ahnung haben; nach Krähwinkel, wo man von Recht und Freiheit, wie von Chimairischen blig-blauen Spagen redet. Ist uns aber auch nicht viel besser gegangen, und zwar aus dem nemlichen Grunde. Recht und Freiheit sind zwei bedeutungsvolle Worte, aber nur in der einfachen Zahl unendlich groß. Darum hat man sie uns auch immer in der werthlosen vielfachen Zahl gegeben. Das klingt wie ein mathematischer Unsinn, und ist doch die evidenteste Wahrheit. Es ist grad, wie manche Frau, die sehr viele Tugenden hat: sie hat einen freundlichen Humor und brummt nicht, wenn der Mann ausgeht — das ist eine Tugend; sie ist geistreich — das ist eine Tugend; sie bringt die fünfte Schaale Kaffee nicht mehr hinunter — das ist auch eine Tugend — und trotz dieser vielen ihr inwohnenden Tugenden, ist doch Tugend bei ihr nicht zu Haus. Grad so ist es uns auch mit Freiheit und Recht ergangen. Was für eine Menge Rechte haben

wir gehabt — diese Rechte der Geburt, die Rechte und Vorrechte des Standes, dann das höchste unter allen Rechten, das Bürgerrecht, — dann das niedrigste unter allen Rechten, das Recht, daß man selbst bei erwiesener Zahlungsunfähigkeit und Armuth einen einsperren lassen kann. Wir haben ferner das Recht gehabt, nach erlangter Bewilligung Diplome von gelehrten Gesellschaften anzunehmen; sogar mit Genehmigung das Recht, ausländische Courtoise-Orden zu tragen. Und doch, trotz all dieser unschätzbaren Rechte, haben wir kein Recht gehabt, weil wir Sklaven waren. — Was haben wir ferner alles für Freiheiten gehabt. Ueberall auf dem Land und in den Städten — Marktfreiheit — selbst in der Residenz war Freiheit: in den Redoutensälen nemlich die Maskenfreiheit. Noch mehr Freiheit! In jedem Kaffeehaus, wenn sich ein Nichtsverzehrender angelehnt und die Pyramidler genirt hat, schrie der Marqueur laut und öffentlich: Billardfreiheit! Wir haben sogar Gedankenfreiheit gehabt, insofern wir die Gedanken bei uns behalten haben. Es war nemlich für die Gedanken eine Art Hunde-Ordnung: Man hat sie haben dürfen, aber am Schnürchen führen! Wie man sie losgelassen hat, wurden sie erschlagen. Mit einem Wort: wir haben eine Menge Freiheiten gehabt, aber von Freiheit keine Spur. Na, das ist anders geworden und wird auch in Krähwinkel anders werden. Wahrscheinlich werden dann von den Krähwinklern Viele so engherzig sein und nach Zerspaltung ihrer Ketten ganz kleinmüthig zu jammern anfangen: O, mein Gott, früher ist's halt doch besser gewesen! und schon das ganze Leben jetzt, und diese Sachen alle! — Und sonderbar, gerade die, welche es am schwersten betrifft, verhalten sich am ruhigsten dabei — das sind die Hebeammen und die Dichter. Für die Hebeammen kann es gewiß nicht angenehm sein, daß jetzt die Geburt nichts mehr gilt, — und die Dichter haben ihre beliebteste Ausrede eingebüßt. Es war gar eine schöne Sache, wenn Einem nichts eingefallen ist, und man hat zu den Leuten sagen können: Ach Gott, es ist schrecklich, sie verbieten Einem Alles! — Das fällt jetzt weg.

\* \* Viele Ehemänner sind beim Reichstage um „Aufhebung ihres Eölibats“ gekommen, da ihre Weiber sich den ganzen Tag mit Politik befassen, Vereine bilden, sich blamiren und öffentlich lächerlich machen, ihre Männer aber ganz vergessen.

J. Laßker.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.